

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 19 (1925)
Heft: 7-8

Artikel: Einsamkeit und Bergspitzen
Autor: Frommel, Gaston
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135299>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einsamkeit und Bergspitzen.

Drei Stunden ruhig bergan durch den stillen Wald. Kein Hauch bewegt seine feierlichen Kronen. Das Harz der Lärchen und Tannen würzt die kräftige Bergluft. Mit Wonne atme ich sie ein. Mühelos geht das Steigen. Da und dort eine Lichtung, durch die der Blick in die Tiefe des noch in der Morgendämmerung ruhenden Tales taucht. Bald zerreisst das erste Morgenlicht ihre Schleier. Rasch gleitet es den Felsenhängen der benachbarten Gipfel entlang und durchschneidet mit seinen schrägen Strahlen die blauen Morgenschatten.

Nun kommt die Weide. In ihren Falten ruht noch nächtliches Dunkel. Nass glänzt sie im Tau. Keine Blumen, fast kein Gras; bis zur Wurzel haben die Sommerherden es abgeweidet. Aber ohne Reiz ist sie nicht. Von Zeit zu Zeit durchbrochen vom Pfiff des Murmeltieres, vom wuchtigen Flügelschlag des aus den Alpenrosen aufgescheuchten Auerhahnes oder vom dumpfen Rollen eines fallenden Steines, hat diese Einsamkeit nichts Trauriges. Sie bietet eher das Bild der Ruhe und der Erwartung: der langen, nahenden Winterruhe, der fernen Erwartung des Frühlings, der über ihre kahlen Halden den glänzenden Teppich eines neuen Blumenflores ausbreiten wird.

Den Menschen braucht das Hochgebirge nicht. Sein kurzes, rasches Erscheinen bedeutet ihm nichts und sein Verschwinden hinterlässt keine Lücke. Die kaum bemerkbaren Spuren seiner Tätigkeit sind rasch verwischt. Menschliche Macht, Kultur, Zivilisation, die die Erdoberfläche bearbeiten, gestalten und umschliessen, erreichen hier ihre Grenzen. Darüber hinaus werden sie nicht gehen. Für die Seele ist es eine unsagbare Erleichterung, wie eine Befreiung, endlich herauszutreten aus der unreinen Welt, in der der Mensch mit seiner Unrast lebt und herrscht, herauszutreten auf jungfräuliche, von der Städte Schmutz noch unbefleckte Erde. Da weitet sich das Herz, erfüllt von ernster, zarter Freude. Höher, immer höher hinauf, zur Reinheit, zur Klarheit und Unberührtheit der Dinge, heraus aus der Knechtschaft, die der Mensch dem Menschen auferlegt, heraus aus dem Scheinleben, der Unwahrheit und gesellschaftlichen Lüge, mitten hinein in die Natur Gottes!

Die Passhöhe ist erreicht. Seit ihrem Aufgang bestrahlt die Septembersonne den nunmehr trockenen Rasen. Aus dem feuchten, frischen Schatten tritt man plötzlich ins heisse Licht, in dessen Strahlen die hohen, nach Süden gerichteten Hänge bis zum Abend erglühen. Der Uebergang ist so überraschend, dass man den Wechsel unangenehm, fast mit Bedauern empfindet. Die erwärmte Luft hat ihre prickelnde Herbe verloren und das Atemholen hat nicht mehr

denselben Reiz. Plötzliche Hitzewellen, die der Bergwind kaum zu kühlen vermag, schlagen einem ins Gesicht. Noch verbirgt ein zarter, schimmernder Nebelflor dem geblendeten Auge den klaren Blick auf die strahlende Schönheit der Alpenlandschaft.

Und nun der Fels. Zwischen den zerstreuten Blöcken, auf denen der Nagelschuh knirscht, verliert sich und erscheint der Fusspfad immer von neuem. Da und dort noch Steinbrech und verwelktes Edelweis. Seltene Schmetterlinge flattern auf oder spreiten ihre bunten Flügel auf den warmen Vorsprüngen des Granits. Nun noch ein letztes, vorsichtiges Klettern im Kamin und ich bin auf dem Gipfel.

Der Lust des Steigens folgt der nicht minder lebhaft Genuss der wohlverdienten Ruhe. Bei offenem Rucksack wird Hunger und Durst gestillt, und nachdem die gemütliche Bergpfeife in Brand gesteckt ist, wird mit wohllichem Behagen Aussicht gehalten.

Ringsum schweift der Blick und ringsum ragen nur stolze Spitzen, wilde Felsen, jähe Wände, deren Grundfesten zusammenstreben, sich buchtend weiten zu lachenden Tälern, während dort oben ewiger Schnee ihre Häupter bedeckt. Von den Felsen majestätisch umschlossen, heben sich die blendend reinen Gratlinien der überhängenden Gletscher vom tiefblauen Himmel ab und strahlen wie Kleinodien einer Goldschmiede.

Die Luft ist wieder wunderbar klar geworden. Die letzten Dünste sind verschwunden. Nur auf halber Bergeshöhe schweben noch in milchigen Schwaden längs den Flügen der Nebentäler einige Nebel. Des Tages volle Helle durchflutet den Raum; alle Gebilde sind von erstaunlicher Plastik, wie man sie überhaupt nur in dieser Jahreszeit erlebt. Flächen und Umrisse sind von seltener Deutlichkeit und Schärfe. Vom tiefen Abgrund bis zur höchsten Spitze erheben, treffen, kreuzen sich die Linien und steigen rein, kühn und leuchtend empor, während Licht und Farbe, hell und dunkel, in wunderbaren, unendlichen Tönen ineinander zerfliessen. Nirgends eine Härte, nirgends ein Missklang! Nein, eine hehre Symphonie des Lichtes, die die Sonne zur verklärten Erde singt.

Verklärt, aber vor allem beruhigt und friedlich. Das ist die Grundstimmung des gewaltigen Bildes, das Geheimnis seiner verborgenen Schönheit, seines seltsam fesselnden Zaubers. Diese ganze Pracht wirkt und wertet sich am Frieden, der von ihr ausgeht. Nur wenige traute Stimmen des Berges messen seine Stille, ohne sie zu stören: der Schrei des Sperbers, der sich dort oben wiegt, das Schrillen einer Heuschrecke, die abgebrochenen, seltsam klagenden Windstösse, die um die schroffen Felskanten pfeifen. Ein tiefer, unendlicher, übernatürlicher Friede entsteigt dem Raum, der Einsamkeit und der Ruhe; ein Friede, der Ewiges in sich trägt und die unruhige Seele in mystischer Ergriffenheit erschauern lässt.

Befreit von den Sorgen und Kleinlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens schlürft sie in langen Zügen Traum und Vergessen. Der Mensch mit seinen Begeisterungen und Leidenschaften, die Menschheit mit ihren Interessen und Problemen, sie weichen und zerrinnen. Die Geschichte, mit ihrer stets unvollendeten Aufgabe, die Gerechtigkeit mit ihren hohen Zielen, das Schicksal und seine Rätsel, alle Arbeit, alles Schreien und Weinen, alle Freuden, alle Nöte einer lärmenden und unzulänglichen Kreatur, alles Lieben und alles Hassen, alles, was sie bejubelt oder verflucht, alles versinkt hier, zerstiebt und erscheint im Gegenteil lächerlich und verachtungswürdig. Kein Widerhall von alledem dringt bis in diese Höhen hinauf. Von soviel Kampf und Mühsal, soviel Furcht und Hoffnung weiss die Natur nichts. In andächtige Sammlung versunken ist sie sich selbst genug und besteht in sich allein in unwandelbarer Dauer. Und während ungezählte Menschengeschlechter sich drängend folgen, kommen, gehen und zu ihren Füßen wimmeln, ragen die hohen Berge unentwegt, gestern wie heute, heute wie morgen, durch alle Zeitalter hindurch, gleissend, stolz und stumm.

Die Stunde flieht. Das Schauspiel bleibt. Jetzt, bei untergehender Sonne ist es womöglich noch grossartiger. Aber unmerklich lösen sich meine Gedanken von ihm. Warum? Ist es die völlige Einsamkeit oder die natürliche Unbeständigkeit eines wankelmütigen Geschöpfes? Eine gewisse Mattigkeit bedrückt mich und allmählig spricht die Natur zu mir eine andere Sprache. Eben beruhigte und befreite sie mich noch. Jetzt erschreckt sie mich und drückt mich nieder. Sogar ihre Schönheit erscheint mir nur noch als die Maske ihrer Teilnahmslosigkeit und ihr Friede wie ein verfängliches Trugbild. Auch in ihr spielt sich das Weltendrama ab, und die unerbittliche Gesetzmässigkeit ihrer Bestimmung führt auch sie, wie uns, dem Tode entgegen.

Ununterbrochen verwittert ihr festes Gerippe; Tag und Nacht wird es von Gletschern und Wildbächen verheert. Von Minute zu Minute verfallen Teile ihres Körpers der unvermeidlichen Zerstörung. Was ist sie denn schliesslich anderes, als der riesige Leichnam einer einst viel lebendigeren Welt? Sie hatte ihre Geschichte, bevor die unsere begann. Was sie einst war, ist sie heute nicht mehr und wird sie nie mehr sein. Unter ihrer heiteren Ruhe vollzieht sich die Auflösung eines langen Verfalls und der wunderbare Zauberschmuck ihres Mantels ist nur der Schimmelganz der sie selbst zernagenden Fäulnis. Sogar ihre Grösse vermag mir keinen Eindruck mehr zu machen. Sie entfaltet nur Stoff im Raum und reicht nicht zu wahrer Grösse hinan. Die Weltenaxe und das Wesen der Dinge ist nicht in ihr.

Wo sind sie denn? Wann werde ich endlich unter diesen täuschenden Formen und trügerischen Bildern meinen Fuss auf festen

und bleibenden Grund setzen können? Leise spricht es in mir: Sobald die einfach und ehrlich auf dich genommene Pflicht dein Herz der Liebe zum Guten unterworfen haben wird. Nur da gibt es Frieden, nur da Wahrheit, Schönheit, wirkliche Grösse.

Ein Jubel durchbebte mein innerstes Wesen. Als ein Schiffbrüchiger auf dem Meer der Dinge fand ich im Heiligtum des Gewissens meine eben verlorene Würde wieder. Ich wähnte mich zu befreien, in Wirklichkeit war ich verirrt. Ein verführerischer Traum lockte mich ins Wesenlose.

Im Lichte dieser höchsten, eben wieder erneuten Offenbarung erschien mir alles plötzlich anders. Ich verstand dich und liebte dich wieder, arme, teure Menschheit, die ich in ungerechter und selbstsüchtiger Geringschätzung eben noch verachtet hatte. Du sündige, leidende, beladene, auf dornenvollen, dunklen Pfaden weinende und suchende Menschheit, nein, dein Mühen ist nicht vergeblich, dein Tun nicht zwecklos. Eine hohe Aufgabe ist dir zugefallen, eine hehre Zukunft dir vorbehalten. Mit keuchender Brust strebst du hinan zum unvergleichlichen Gipfel, wo das ewige Licht der Gerechtigkeit und Liebe leuchtet. Das Unbekannte, Unerforschliche, das in dir wirkt, ist Gottes Tat. Alle Pracht der Natur ist nicht zu vergleichen mit dem verborgenen Seufzen des geringsten deiner Kinder. Deine Kinder, das sind meine Brüder und ich bin nur einer unter ihnen.

Zu meinen Brüdern muss ich gehen; zu ihnen wieder hinabsteigen. Ich musste es auf jeden Fall. Jetzt will ich es; ich will es, weil ich muss. Ich will es, weil ich liebe und jegliche Pflicht nur in der Liebe ihre Vollendung findet.

G a s t o n F r o m m e l (übersetzt von Ch. de Roche).

Der Kampf zwischen Freiheit und Autorität in unserem Geschlecht.

(Fortsetzung.)

Verehrte Versammlung!

Wenn das alles richtig ist, dann macht es uns keine Mühe mehr, die Erscheinung zu erklären, vor der wir mit solcher Verwunderung standen: den in unseren Tagen erfolgten Umschlag von einer Bewegung auf die Freiheit in eine auf die Autorität hin. Eine geschichtliche Ueberlegung mag uns dabei zu Hilfe kommen. Sie führt uns nochmals auf den Ursprung jener Freiheitsbewegung zurück. Ich habe von dem Feuerquell gesprochen, der zu Beginn der Neuzeit sich aufgetan, und dabei von Renaissance und Reformation gesprochen, ohne zunächst einen Unterschied zwischen ihnen zu machen.